

Daniel Wilde

Das Böse



in dir

Das Böse in Dir

Vorgeschichte

Im Jahre 1673 regierte der Graf Felsendorf auf seinem Land, damals eingetragen als die Grafschaft zu Felsendorf, die mehrere Ländereien aufwies und heute als Unterbayern bekannt ist. Graf Felsendorf residierte in seinem herrschaftlichen Gutshaus, das beinahe einem kleinen Schloss glich. Die Größe und Erscheinung des Hauses war monströs und einschüchternd. Die Aura des Hauses war ungemütlich und schien im Einklang mit dem trüben Himmel. Trübheit, die dem Gutshaus keinen Funken Sonne schenkte. Es stand auf einem Berg, am Kopfe der Ortschaft Groß-Oberfelsendorf. Damals dachten die Bauern, der Grund für den grauen Himmel wäre, dass die Wolken mit dem schlechten Wetter oben an der Bergspitze hängen blieben. Vom Berg aus erstreckte sich eine grüne Landschaft, vorbei an einer großen Scheune, die noch zum Gutshaus gehörte, einem kleinen Fluss, der sich hinunter ins Dorf schlängelte, sowie an vielen Hütten und eingezäunten Weiden, bis hin zur großen Mühle. In der Ortschaft lebten die Bauern so gut, dass sie mit dem auskamen, was sie erwirtschafteten. Die Abgaben an den Grafen waren nicht sehr hoch. Sie hielten sich in Grenzen und verschafften den Bauern dadurch nicht allzu schwere und kurze Arbeitstage. Was in anderen angrenzenden Ländereien überhaupt nicht der Fall war. Die Bauern von Groß-Oberfelsendorf verdiente sich ihr Leben mit intensiver Viehwirtschaft und Ackerbau. Alle erwirtschafteten Produkte, verblieben im Ort. Nur ein geringer Teil der Güter wurden von den Bauern an drei Tagen in der Woche, in andere Ortschaften verkauft. Ein Teil des Erlöses, kam dem Dorf zugute, der Rest des Geldes wurde regelmäßig vom Grafen eingefordert. Dieses holte der Vertraute des Grafen, Otmar Bernstein, stets ab und zwar vom Müller Gerske, der der Verwalter des Geldes war. Niemals holte sich der Graf einheimische Güter wie Eier, Milch, Brot oder Fleisch in sein Gutshaus, was seltsam schien und in jedem

einzelnen Bauern seine dunklen Gedanken erblühen ließ. Mitunter fragten sich die Bauern hin und wieder, was der Graf wohl speise und wovon er lebe. Das war so eine Sache, die den Grafen mysteriös erscheinen ließ und die Neugier der Bauern entfachte. Dennoch war die Zeit in der sie lebten tückisch und gefährlich. Wie sie aus anderen Gemeinden angrenzender Ländereien erfuhren, schien sich in ihren Ländereien etwas Grausiges zuzutragen. Es wurden immer häufiger Menschen vermisst. Die Fantasie der Bauern erschuf grauenvolle Wesen, die des Nachts die Seelen Unschuldiger von den dunklen Wegen fing, oder sie aus ihren Stuben riss und anschließend verspeiste. Die Vorsicht wuchs und Wachsamkeit gedieh. Doch was nützte es ihnen, wenn sie nicht wussten, was auf sie lauerte, sie jagte und am Ende gar verspeiste. Solange es nicht ihre Gemeinde betraf, taten die Bauern so, als ginge es sie nichts an. In Gedanken allerdings ging es ihnen sehr nahe. Sollte es auch, denn was sie nicht ahnten war, dass das Grauen schon seit langer Zeit unter ihnen weilte, versteckt hinter einer vornehmen Fassade. Und nur deshalb wurden sie verschont. Das Mysterium und die Gerüchte um den Grafen, von was er genau lebte, was er tat, aß, oder mochte, gab es ja nicht ohne Grund. Jedoch gab es keinen Grund für die Bauern, an ihrem Grafen zu zweifeln. Er tat ihnen Gutes und das zählte. Sie hatten ihre Freiheit und im Winter was zum Heizen. Der Graf hatte eine Reihe von Bediensteten, die alle in dem Gutshaus wohnten, um stets für den Grafen tätig sein zu können. Er hatte damals bei seiner Ankunft einen Teil seiner Bediensteten mitgebracht, diejenigen Kreaturen, die es geschafft hatten, dem Höllenfeuer zu entkommen. Im Grunde waren es zwei Welten, die nebeneinander existierten. Wie eine unsichtbare Wand hielt der Graf seinen Besitz verborgen vor den Augen Neugieriger. Niemand von den Dorfbewohnern sah jemals eine Kutsche zum Gutshaus fahren, kannte keinen dieser Bediensteten und wusste rein gar nichts Genaues davon, was sich oben auf dem Hügel abspielte. Eins aber sahen sie jeden Tag. Es schien dort oben nie die Sonne. Die Dorfbewohner ahnten nicht im Geringsten, wem sie dienten und ihr Wohl verdankten und dass sie ihre Wurzeln am Rande der Dunkelheit in den Boden der Sesshaftigkeit geschlagen hatten. Halbvampir und Knecht Ottmar

Bernstein, sowie ein Teil der herangezüchteten Bediensteten des Grafen, wusste um die Herkunft des Grafen Bescheid. Dieses Geheimnis mussten sie behüten wie ihr Augenlicht bei Nacht. Denn die Nacht war ihr Heiligtum, ebenso wie die Vergangenheit des Grafen. Er, der eigentlich von dem alten Vampirorden Gravanstinov abstammte, flüchtete 1670 aus den hintersten verwucherten Ländereien Transsilvaniens. Vertrieben von Menschen, die ums nackte Überleben gegen seine Familie kämpften, brachen die Bauern in Gravanstinovs Ruhestätte ein und fluteten diese mit brennendem Teer. Mit flüssigem Feuer schickten sie den größten Teil seiner Familie in die Hölle. Felsendorn flüchtete und nahm die Kälte unter seiner Haut mit, die er empfand, als alles was ihm nah stand in Asche verschwand. Grollender und zerreißender Schmerz in seinen Gedanken trieb ihn dazu, erneut über sein derzeitiges Wandeln auf Erden und kommender Zukunft nachzudenken. Seine Flucht trieb ihn ins Grafenland Felsendorn und besetzte das leerstehende Gut. Von da an umhüllte sich der Berg auf dem das Gutshaus stand mit diesem grauen dunklen Schleier, der das Leben des Grafen schützte, aber gleichzeitig den Gemütszustand seines Inneren prägte. Ottmar Bernstein, der engste Vertraute Felsendorns, kümmerte sich um alles, was er dem Grafen abnehmen konnte, denn der Graf selber hatte viel zu tun. Er forschte nach seinem Geheimnis. Einem sehr alten Geheimnis, das als Fluch geboren wurde. Um dabei nicht gestört zu werden, ertönte im Gutshaus nur Ottmars Stimme. Er hielt auch den Kontakt zum Dorf, zum sterblichen Müller Gerske. Zusammen mit dem Müller hütete er ein anderes Geheimnis: eine riesige schwarze Scheune, in der die Ware für das leibliche Wohl des Grafen lagerte und hauste. Diese Scheune, die am Rande des Dorfes und nahe des Gutshaus erbaut wurde, verbarg einen geheimen Eingang und verbarg tief im Inneren die Hölle. Eine Schlucht unterhalb der Erdoberfläche führte in eine Grotte gigantischen Ausmaßes. Riesige Katakomben mit unzähligen Gängen hielten unzählige unschuldige, arme Menschen gefangen. Verängstigt, entführt aus ihrer Heimat, verschleppt in die Tiefen schleimiger Grotten, hausten sie dort. Umringt von einer Horde blutsaugender Kreaturen, die mit ihren breiten harten Flügeln durch die Höhlen

schossen, um auf das Fressen des Grafen aufzupassen, kauerten die Menschen an Ketten gelegt zitternd am Boden. Sie wurden aus angrenzenden Orten entführt, aus ihren Häusern gejagt und ihrer Vertrauten entrissen. Erniedrigt und gepeinigt hausten sie nun in den Grotten des Grafen und passten sich dem Dunkel dieser Hölle an. Versperrt wurde der Eingang mit einem sehr starken Eisengittertor, das eigens vom Schmied des Dorfes gefertigt wurde. Angeblich für einen ausländischen Freund des Grafen, verschwand das Tor eines Nachts aus den Augen der Dorfbewohner und verhalf den Bauern zu einer Reihe von Wohltätigkeiten des Grafen. Der sorgte mit seinem Geld dafür, dass einige Häuser etwas saniert werden konnten und die Mühle wieder lief, die erst vor kurzem kaputt ging. Die Bauern fragten nicht nach, sie nahmen die Veränderungen gerne an und freuten sich. Der Bauern Freud, war der Opfer Leid. Nacht für Nacht verschwanden in dem Loch unter dem Gittertor Menschen, die nie wieder dem Tageslicht entgegensehen durften. Irgendwann, wenn ihr Zeitpunkt kam, verließen sie ein letztes Mal diese Grotte und beschritten einen unterirdischen Gang mit direktem Weg zum Gutshaus des Grafen. Dort labte sich der Graf an ihrem Blut und verspeiste einen Teil des Opfers. Er ließ es ruhig und gepflegt angehen. Um die Menschen nicht zu quälen, nahm er ihnen schnell ihre Wahrnehmung und betäubte sie mit seinem Blick. Sie fanden Platz auf seinem Tisch, wo er sich an ihnen satt trank. Wenn der Hunger zu groß war, suchte er sich die zartesten Regionen des Körpers aus und biss fest in das Fleisch hinein. Stück für Stück aß er genüsslich und würgte es blutig hinunter. Den Rest des Fleisches, den er nicht verspeiste, manchmal legte er noch eine arme Seele mit dazu, warf er seinen Bediensteten zu Füßen. Das geschah einmal pro Woche. Es gab Zeiten, da brauchte der Graf jeden Tag frisches Blut.

Doch seit einem Jahrhundert versuchte er, die grässliche Sucht zu bekämpfen. In ihm wuchs ein Drang, ein wahnsinnig großer Drang, danach, sich seines Fluches zu entledigen. Er wollte keine unschuldigen Menschen mehr töten. Diese miese und brachiale, grausame und quälende Art den Menschen gegenüber trieb ihn doch erst in die Einsamkeit und schürte immer mehr Gedanken mit Fragen zu seinem

Handeln. Seine Familie war schon tief in seiner Vergangenheit begraben. Jetzt wollte er endlich auch seinen Fluch begraben und fing an, seine Sucht in Grenzen zu halten. Dazu gehörte auch der Gehorsam seiner Dienerschaft, die nur so viel wie er verspeisen durfte. Was aber nicht jedem seiner Gefolgsleute gefiel. Im Verborgenen verschworen sich zwei seiner engsten Vertrauten mit einem Bauern aus dem niederen Volk. Ohne dass der Graf es mitbekam, schmiedeten sie ihre eigenen Pläne, um den Wurzeln der Vampire wieder näher zu kommen. In seinem Kampf gegen die Sucht merkte der Graf nichts. Zu groß waren die Schmerzen beim Versuch seine Last, die er seit vielen hundert Jahren mit sich trug und die wie Teer an ihm haftete, von sich ab zu werfen. Eine Last, die er mitbrachte und jede Sekunde durch seine Adern wuchern hörte. Gebrandmarkt vom Kampf gegen den Fluch des Blutes und seine eigenen Wurzeln im Vampirorden, suchte er stets nach einem Weg, dem bitteren Geschmack seiner Existenz zu entkommen. Etliche Papyrusrollen und Bücher konnte er damals dank seiner Dienerschaft aus dem großen Feuer retten und durchforstete diese Überreste aus Jahrhunderten alten Niederschriften seiner Familie und anderer Vampirorden nach einem Hinweis, wie er sich dem Vampirdasein entziehen könnte oder wenigstens dem Blut und Fleisch der Menschen entsagen könnte. Dann, vor nicht allzu langer Zeit, entdeckte er etwas, das ihm weiterhalf. Es war kein Weg, der ihn von seiner Sucht nach Menschen befreite. Was er fand war ein Pfad, dunkler als das Schwarz in seinen Adern und ferner seiner Welt, als er es erhofft hatte, viel schlimmer als er und sein Fluch zusammen und grausamer als jeder Vampirorden der existierte. Er weihte niemanden in seine Entdeckung ein, nicht einmal seinen engsten Vertrauten und Freund Ottmar. Der wusste lediglich von dem tagtäglichen Kampf seines Meisters, sich der Sucht zu entledigen und sich einem nächtlichen Schmerzgelage hinzugeben. Der Müller Gerske hingegen hatte schon vor einiger Zeit bemerkt, dass irgendetwas im Gange war. Veränderungen zogen ins Land und das gefiel ihm ganz und gar nicht. Er war das einzige Verbindungsglied zwischen dem Orden und dem Dorf und davon profitierte er sehr gut. Sollte ihm dieser Segen nun verloren gehen, wüsste er nicht mehr womit er seine Gier

nach Geld und Anerkennung im Dorfe stillen sollte. Nachdem sich vor nicht allzu langer Zeit zwei Bedienstete des Grafen an ihn gewandt und ihn gewarnt hatten, dass er auf der Hut sein müsste, machte er sich einige Gedanken um alles, was um ihn herum geschah. Natürlich war das erste, was ihm aufstieß, dass kaum noch Überreste von Leichen aus dem Gutshaus zu ihm gelangten. Waren es vor Jahren noch zwei bis drei zerrissene Kadaver pro Nacht, die er zwischen seinen Mühlensteinen zermalmte und das Wasser mit der blutigen Mischung aus Knochenmehl und Gewebe rot einfärbte, lag heute nur einmal die Woche ein Kadaver des Nachts vor seiner Mühle. Nicht nur des Geldes wegen hatte er sich die Bürde dieser Tätigkeit aufgehals. Anfangs war dies schon der Fall, denn die Anstößigkeit und Abartigkeit zog seine Vernunft in den Schatten. Später genoss er es und sah sich einer Sucht gegenüber, für die er sich damals schämte. Diese Sucht hielt ihn fortan gefangen und wollte gestillt werden, um jeden Preis. Der Boden des Dorfes, der mit dem Blut unzähliger unschuldiger Menschen verseucht wurde, schrie nach Opfern, schrie nach neuem frischem Blut. Müller Gerskes Ehrfurcht vor dem Grafen wich. Er stellte seine eigene Sucht vor die des Grafen und beschwor, ohne auch nur ein einziges Mal an die Folgen seines Handelns zu denken, das Böse herauf, das der Graf schon vor einigen Jahren gefunden hatte und nun zum Verhängnis aller werden sollte. Der Vampirorden und die Ländereien zu Felsendorn steuerten auf dunkle Zeiten zu ohne dass sie es bemerkten.

Am 18 Mai 1826, gegen 23 Uhr trat Ottmar in des Grafens Salon. Der Graf riss gerade einer Frau die Halsschlagader auf und labte sich an ihrem Blut. Er trank es wie Wein und genoss jeden Tropfen, den er in sich hineinsaugte. Als er Ottmar bemerkte, ließ er ihren Kopf auf die Tischplatte fallen. Ottmar gab den Grund der Störung preis und teilte ihm mit, dass Müller Gerske nach dem Grafen persönlich schickte. Der Grund war die nächtlich ausstehende Leichenlieferung, die trotz allem mit Goldtaler ausgeglichen werden müsste. Das verlangte Treffen sollte in der Scheune am Eingang zur Gruft stattfinden. Der Graf legte seine riesenhaften Flügel an sich und verwies Ottmar mit einem Nicken des Raumes. Des Müllers Anliegen war nicht nur für

den Grafen sonderbar. Ottmar wurde von den Bediensteten gewarnt und zur Vorsicht gebeten. Sie meinten, es läge Unruhe in der Luft und schwarze Wolken zögen auf. Ottmar spannte die Pferde vor die Kutsche und wartete vor dem Gutshaus. Eine halbe Stunde später ließ sich der Graf schwebend auf der Kutsche nieder und fuhr mit Ottmar ins Dorf. Die Fahrt war nur von kurzer Dauer. Einige Meter vor der Scheune hielt Ottmar die Kutsche an. Sie liefen direkt zum Scheunentor und öffneten es. Ihr Blick richtete sich in ein tiefes schwarzes Loch im Inneren der Scheune und schürte zunehmende Ratlosigkeit über das eigentliche Anliegen des Müllers. Dem Grafen wurde der nächtliche Ausflug zu seltsam und forderte Ottmar auf dem Müller mitzuteilen, dass sie sich in seinem Gutshaus treffen können, falls dieser noch kommen sollte. Um dem Müller noch eine Chance zu geben, gingen sie einige Meter in die Scheune und riefen nach ihm. Doch es gab kein Zeichen vom Müller. Daraufhin wollte der Graf wieder losgehen. Im gleichen Moment aber schloss sich die Dunkelheit um sie herum, als das Scheunentor zugeschlagen wurde und der große eiserne Verschlussriegel in die Verankerung knallte. Es wurde so finster, dass sie nicht einmal mehr die Hand vor Augen sahen. Ottmar schmiss sich zu Boden, als er vernahm, dass der Graf seine Flügel ausbreitete. Dieser verwandelte sich in diesem Augenblick zu dem was er war, um sich der Situation stellen zu können, die sich um ihn herum entwickelte. Seine Flügel breiteten sich mit einer gewaltigen Spannweite aus, um alles zu zerfetzen oder zu zerteilen, was sich dem Grafen in den Weg stellen würde. Doch der Verwandlung des Grafen wurde in jenem Moment ein schnelles Ende gesetzt, als dessen Schädel von seinem Hals getrennt wurde und anschließend auf den Sandboden polterte. Der Müller hatte sich im Schutze der Dunkelheit mit einer Sense an den Grafen herangeschlichen. Begleitet von einem lauten Zischen sauste das Sensenblatt durch den Hals des Grafen und beraubte ihn seines Schädels. Ein weiteres Zischen durchtrennte den Körper und ließ ihn der Länge nach von oben nach unten aufklaffen. Dabei stieß der Graf einen furchtbaren grässlichen Schrei aus und es verbreitete sich ein widerlicher Gestank der Verwesung. In diesem Augenblick erkannte Ottmar das nahende Ende seines Meisters und spürte

ein Beben im sandigen Boden unter sich. Auch der Müller, der sich siegessicher fühlte, spürte, dass er sein eigentliches Ziel dieser Nacht noch nicht erreicht hatte und etwas anderes mit in der Scheune war. Ottmar und Gerske vernahmen ein Rauschen, das mit einem knarrenden Geräusch gepaart war und sich zu einem tobenden Geheule entwickelte. Es kam aus der Richtung des Grafen, der immer noch aufgeklafft aufrecht stand. Unter ihm öffnete sich der Boden. Der Dreck am Boden fiel in das Loch, das zunehmend größer wurde und gelbbraun aufhellte. Als der tobende Schlund eine Größe von 6 Meter Durchmesser erreicht hatte, zog er den Kadaver des Grafen in sich hinein. Als der Graf fast darin verschwunden war, schoss eine schwarzgraue Wolke aus dem Kadaver heraus, die in Richtung Scheunendach entwich. Daraufhin wurde der Kadaver aus dem Schlund heraus und gegen die Scheunenwand geschleudert, wo er zerplatzte und als fleischige Suppe auf den Boden klatschte. Ottmar hockte aufmerksam am Boden, um der Situation habhaft zu werden. Er hatte schon viel erlebt und gesehen in den letzten Jahrhunderten, jedoch war diese Situation nicht einschätzbar und fremd für ihn. Plötzlich verspürte er ein schmerzhaftes Gefühl an seinen Beinen. Schemenhaft konnte er erkennen wie brauner Nebel aus dem Schlund Drang, sich in dünne Bänder verwandelte, die durch Ottmars Beine schnitten. Sie durchtrennten alles in seinem Körper und öffnete Ottmar von Innen heraus. Währenddessen wurde er an den Rand des Schlundes gezogen. Die dünnen Bänder ließen Ottmar erzittern, während sie alles aus ihm herausrissen.

Dabei ertönte eine tiefe leise Stimme aus dem Schlund, die Ottmar nicht mehr wahrnehmen konnte. Sie sprach auch nicht mit ihm, sondern zum Müller und der hatte sich mittlerweile in seine Hosen gepinkelt. Das tobende Geheule und der Groll aus dem Schlund übertrönte die Stimme fast, doch der Müller verstand genau, was zu ihm gesprochen wurde. Jemand sagte zu ihm, er selbst habe den Zorn der Hölle geschürt, als er ihr mit dem Ableben des Grafen einen der größten Seelensammler nahm. Er stahl dem Teufel den Pakt mit dem Graf, dessen Anliegen, den Fluch zu brechen, nun neu verhandelt werden musste. Die Stimme bannte den Müller für die Ewigkeit an dieses

Dorf, um weiterhin Seelen zu fangen und diese in die Hölle zu schicken. Durch eine anschließende Druckwelle aus dem Schlund, wurde der Müller zum Scheunentor hinausgeschleudert und landete auf hartem Sandboden. Hastig rappelte er sich auf und stürmte von dannen. Der Schlund beruhigte sich und das graue Wölkchen, das zuvor aus Felsendorn heraus geschossen kam, legte sich auf dem zerschlitzten Kadaver von Ottmar nieder. Dieser sollte seine neue Hülle sein. Mit Getöse und Geheule erhob sich nun der Kadaver Ottmars und jagte dem Müller hinterher. Die Wut des Grafen machte jetzt Jagd auf den Müller an einem Ort, der für die Ewigkeit in Finsternis getaucht sein würde. Als Ottmar den Müller in seine Klauen bekam, schenkte er ihm einen Teil seines Fluches in Form des Bisses. Gleichzeitig färbte sich der Himmel rotbraun und um sie herum ertönten grässliche Schreie aus dem Nichts. Ottmar wurde darauf in sein Gutshaus gezogen, um der Arena des Grauens ihr Spielfeld zu lassen.

Unterbayern heute die Kirchturmuh der Gemeinde Unterfriedingen schlug 1 Uhr. Die Nacht war so schwarz wie schon lange nicht mehr und die Stille auf dem Land, die über alle Straßen und Wege schlich, war bedrückend und schwer. Sie beflügelte zum Nachdenken, ob man der letzte Mensch auf Erden war. Die wahrscheinlich einzigen, die noch nicht schliefen, waren Hope Gernecke und Mosley Fysker. Die hielten sich in einer riesigen gefliesten Halle auf, in der es ebenso dunkel war wie draußen. Die Ruhe, die beide umgab, war gruselig und erschauernd. Jede ihrer Bewegungen, jedes Geräusch, alles was nur einen kleinen Ton von sich gab und wenn es auch nur das Rascheln des Stoffes ihrer Sachen war, hallte durch den großen Raum. Die Dunkelheit wurde durch eine winzige grüne Lampe gebrochen, die in 19 Meter Entfernung, in der hintersten Ecke der Halle, auf einen Notausgang hinwies. Ihr grüner Schein beleuchtete die dunkelgrünen Fliesen an den Wänden, die den Raum die letzten 45 Jahre begleitet haben. Ein grässliche unschöne Wandverkleidung, die der Leichenhalle des örtlichen Bestattungsinstitutes eine besonders ekelige und düstere Atmosphäre verlieh. Gleichzeitig war hier auch die Gerichtsmedizin ansässig, weshalb sie so ruhig sein mussten, um nicht den Wachschutz auf sich aufmerksam zu machen. Hope und Mosley standen

vor einem Seziertisch auf dem eine Leiche aufgebahrt lag. Ein weißes Tuch bedeckte sie, ließ aber allerdings vermuten, dass es sich um eine Frau handeln musste. Mosley hatte sie aus dem Fach 37 herausgezogen und auf das Untergestell geschoben. Sie brachte eisige Kälte aus ihrem Fach mit, die Hope zum Frösteln brachte. Er sah Mo genervt an: „Was machen wir hier verdammt noch mal? Wieso muss ich mir diese Zombienummer hier antun?“ Eigentlich war Hope der gelassene und ruhige Type, der sehr bedacht durchs Leben ging. Ganz im Gegenteil zu Mosley, Mo, der einen Sturm in seinen Adern beherbergte. Hope war 28 Jahre alt. Fast genauso lange kannte er Mo. Eine echte Sandkastenfreundschaft, die ihn oft bis an seine Grenzen brachte. Ebenso wie diese Nacht, in der er sich ständig fragte, wieso er sich das antat. Er könnte doch so schön im Bett neben seiner geliebten Lori liegen und sich an ihre zarte Haut schmiegen. Aber nein, er musste sich ja überreden lassen, an Mo's Experiment teilzunehmen. Zur Vorbereitung für einen Trip auf den Mount Everest sagte Mo zu ihm. Mo plante häufig Trips, die alle an den Rand des Unmöglichen trieben, nur um zu sehen, wie weit jeder gehen würde. Speziell mit ihm wollte Mo eine bestimmte Frage klären, die beiden einmal in eisiger Kälte das Leben retten sollte. Die Frage der heutigen Nacht hieß: „Würde er oder würde er nicht: ESSEN?“ Wenn es ums Überleben ging, wollte Mo kein Risiko eingehen. Mo forderte Hope auf, das Laken von der Trage zu entfernen. Hope zog es zaghaft von der Leiche herunter und sah erstaunt auf den zarten nackten Körper einer jungen Frau, der ihm eisige Kälte entgegenhauchte. Zu ihren Füßen lag ein Aufnahmeprotokoll, das sich Hope durchlas. „Sie ist heute gestorben. Ungeklärte Ursache. Was willst du von ihr, Mo?“, fragte Hope. „Hey, du weißt wieso wir hier sind. Würdest du oder würdest du nicht...? Entscheide dich jetzt, sonst lassen wir alles fallen, was wir vorhaben.“ Hope verstand wieder einmal nicht genau, worauf Mo hinaus wollte. „Es stinkt hier. Mir ist unheimlich zu Mute und ich fühle mich krank. Der Tod ist hier zu Hause und wir stören ihn.“ meckerte Hope Mo an. „Erzähl keinen Unsinn oder willst du mir ne´ Scheiß Angst einjagen? Das ist doch wohl mein Part“, erklärte Mo und ging zu einem Arbeitstisch, den er im Schein des grünen Lichts entdeckt hatte.

Dort tastete er sich über die Instrumente hinweg bis er ein Skalpell zwischen seinen Fingern spürte. Damit ging er zurück zu Hope und drückte es ihm in die Hand. Verwirrt blickte dieser Mo an, „Manchmal gibt es Momente zwischen uns in denen du mir echte Angst einjagst und wo ich mich frage, ob es gesund ist mit dir herumzuhängen. Gerade versuche ich mir einen Reim auf deine Worte zu machen und komme allmählich dazu zu denken, dass du meinst, ich solle der Frau Fleisch abschneiden und es essen. Liege ich da richtig? Falls ja, war es das.“ Mo nahm ihm das Skalpell wieder ab und sah ihn ernst an, „Hör zu. Wir haben uns hier nicht hin verirrt um zu quatschen, sondern um den Ernst des Überlebens zu testen. Die eigentliche Frage, die du dir selbst und natürlich für uns alle, beantworten musst lautet, wie weit du gehen würdest, wenn du am Abgrund der Hölle stehst?“ „Welche Hölle meinst du? Man, wir sind hier unten eingebrochen, was eine Straftat ist und du redest wirres Zeug. So schlimm war es noch nie mit dir Mo.“ Mo schüttelte den Kopf: „Du scheinst mich nicht verstehen zu wollen. Wenn wir wirklich auf den Everest steigen, betreten wir eine eisige Hölle. Dann sind wir auf uns alleine angewiesen. Wir müssen dort oben einen klaren Kopf behalten und gegebenenfalls um unser Leben kämpfen.“ „Ach und mit Abgrund meinst du den Berg, oder wie?“ „Mensch Hope, so begriffsstutzig warst du schon lange nicht mehr. Ich will nur, dass du raffst, dass du dort oben vielleicht Entscheidungen treffen musst: Leben oder Sterben, Essen oder verhungern.“ Hope wusste schon worauf Mo hinaus wollte und das sah Mo ihm an. Mo lachte hämisch und fragte erneut, „Und? Bereit?“ Hope atmete tief ein, „Das ist doch nicht dein Ernst. Wie lange kennen wir uns nun schon? Hey, ich habe echt jeden Scheiß mitgemacht, doch heute überschreitest du eine Grenze, die gewahrt bleiben sollte. Jetzt ist Schluss. Ich muss raus hier.“ Mo’s Geduld war mittlerweile auch am Ende und er fuhr Hope an, „Denkst du, ich mache das hier aus Spaß? Wenn es hart auf hart kommt, dann geht’s um unsere Haut. Du musst dann essen, um weiter existieren zu können. Stellst du dir erst bei minus 40 Grad die Frage, kann ich das Fleisch eines Freundes essen oder nicht, hast du verloren. Du erfrierst oder endest als Dörrfleisch. Und glaube mir, ich nehme Pfeffer und Salz mit.“ Erzürnt über Hopes

Ignoranz fuhr er der Toten über die Brüste und streichelte diese sanft. Anschließend griff er sich einen Arm der Frau, legte seine Skalpell an und schnitt ihr ein Stück Fleisch aus dem Unterarm heraus. Dann hielt er es Hope hin. „Und, was ist nun?“ Hope starrte Mo entsetzt an, als der ihm das Stück vor die Augen hielt. „Das war’s jetzt. Mo, was stimmt nicht mit dir? Ich mach, dass ich hier raus komme.“

Es war einfach zu heftig für ihn verstehen zu müssen, wie sein bester Freund anfang verrückt zu werden und Grenzen überschritt, bei denen er nicht mehr mithalten konnte. Traurig drehte er sich von ihm ab und sprach, „Mo, ich verstehe dich nicht mehr. Wer bist du? Du schneidest dieser Frau etwas aus ihrem Körper. Du bist krank.“ Mo drehte sich zu Hope und steckte sich das Fleisch der Toten in den Mund. Genüsslich kaute er darauf herum und genoss den Geschmack des süßen Fleisches. „Siehst du, was mit mir ist? Ich kann in dieser verschissenen Welt überleben. Sie stört das nicht mehr. Sie ist auf ihr Fleisch nicht mehr angewiesen. Statt an meiner Seite zu stehen, wimmerst du wie ein Mädchen.“, sagte Mo enttäuscht und stach der Frau das Messer mehrfach in den Unterleib. Hope erschrak heftig und wandte sich erneut von Mo ab. Er wollte zum Ausgang laufen, da ertönten Schritte im Eingangsflur des Leicheninstitutes. Weit kam Hope nicht, da Mo ihn von hinten festhielt und eine Hand auf den Mund drückte. Leise sprach er, „Sei bloß ruhig, sonst wandern wir in den Knast.“ Irgendjemand lief draußen den Flur entlang und blieb nun auch noch stehen. Man hörte wie derjenige schniefte und seinen Rotz im Hals hochzog. Kurz darauf spuckte dieser seinen Rotz aus und Pfiff beim Atmen wie ein rauchender Asthmakranker nach 60 Zigaretten. Kurz darauf setzte sich die Person wieder in Bewegung. Die Schritte entfernten sich und ließen Mo und Hope wieder etwas lockerer werden. In dem leichten grünen Schein der Notbeleuchtung sahen sich beide an und waren sich sofort wieder einig, ab zum Notausgang. Doch Hope blieb noch stehen und hielt Mo ebenfalls zurück. Er wollte, dass Mo die Frau wenigstens noch zudeckte. Mo zog das Skalpell schnell aus dem Leib der toten Frau heraus und schmiss es unter den Tisch. Das metallische Klimpern des Skalpells auf dem Boden durchbrach hallend die Stille und erhöhte den Pulsschlag der beiden.

Langsam nahm Mo das weiße Laken und ließ es über ihren Körper gleiten, so dass er ihn damit bedeckte. In diesem Augenblick aber erhob sich die Tote und stieß einen grässlichen heulenden Schrei aus, der den Beiden das Knochenmark gefrieren ließ. Was war passiert, fragten sie sich, als sie ihren eigenen kräftig bummernden Herzschlag hören konnten. Völlig geschockt standen sie regungslos da und wurden blasser, als das weiße Laken von dem aufgebäumten Körper rutschte und vor ihnen auf die Trage fiel, so dass dieses nur noch die Füße der schreienden Untoten bedeckte. Geschockt starrten sie auf die schreiende Leiche, die nicht damit aufzuhören schien, die beiden anzustarren. Mo schüttelte sich zuerst den Schreck aus den Knochen und schlug Hope mit der Faust gegen den Brustkorb. Er schrie ihn an, er solle ihm folgen. Sie stürmten los, rammten dabei sämtliche Tische, so dass es am Boden nur so von herunterfallendem Operationsbesteck klirrte, und ließen die verstümmelte Frau hinter sich. Sie ranneten durch die grün beleuchtete Notausgangstür heraus, in die Freiheit aus klarer frischer Luft. Nachdem sie durch die Nacht geirrt und gerannt waren ohne Ziel und mit abertausenden Gedanken im Kopf, kamen sie in den Morgenstunden zurück in die Wohngemeinschaft. Dort wurden sie schon seit Stunden von ihren Mitbewohnern erwartet, die schon oft den Strapazen der nächtlichen Ausflüge der beiden ausgesetzt waren. Sie wussten nicht wo die beiden waren oder was sie ausgeheckt hatten, aber dass sie eine Aktion geplant hatten, war klar. Und auch dass sie heute Abend alle zusammen eine Gruseltour geplant hatten, an einen Ort der alten Generationen die Stille gönnte und unheimlicher nicht sein konnte. Karim hatte den kommenden Ausflug intensiv mitgeplant, da er sich um die technische Ausrüstung kümmerte. Er war 21 Jahre alt, Inder und sein Ziel war es, später einmal beim Film zu arbeiten. Er wollte als Kameramann berühmt werden, der die besten Filme aller Zeiten drehen würde. Doch dazu musste er erst einmal seine Lehre als Tontechniker abschließen. Ben, der blonde, 1,85 große, und damit 20 Zentimeter größer als Karim, sportliche Kfz-Mechaniker half ihm bei den Vorbereitungen. Im Gegensatz zu Karim durfte er sich nicht seine berufliche Zukunft aussuchen. Sein Vater wollte, dass er sich um die Autos dieser Welt

kümmerte, da dies auch sein Leben bestimmte. Und was für ihn selber gut genug war, sollte für seinen Jungen schon lange reichen. Ben fügte sich dem Willen seines Vaters. So war er, immer ruhig und besonnen, so dass niemand ärger mit ihm hatte. Auf der Couch und wenig beeindruckt von den Vorbereitungen zum Abenteuer dieses Abends, saßen Lori und Stella. Lori war die Freundin von Hope, eine kleine brünette, sehr selbstbewusste langhaarige Rassefrau. Figurmäßig hatte sie mit 19 schon ausgesorgt und hätte eine tolle Karriere im Showbusiness machen können. Sie aber sah sich aus kreativer und künstlerischer Sicht als zukünftige Stilikone der Menschheit, als Trendsetter der Zukunft. Lori wollte etwas Eigenes erschaffen und sich dadurch selbst verwirklichen. Allerdings wusste sie noch nicht genau, wo sie ihr Weg hinführen würde. Ganz im Gegenteil zu Stella, die ihr gerade durch das Haar fuhr. Stella war noch ein wenig größer als Lori. Auch sie sah heiß aus mit ihren langen schwarzen Haaren, knackigen Po und prallen Brüsten. Sicher hätte sie das Zeug zum Model gehabt, aber auch sie zog es in eine völlig andere Richtung und zwar in die IT-Branche, wo sie sich wohlfühlte und eine Zukunft aufbauen wollte. Diese wollte sie sehr sinnvoll nutzen und setzte ihr Wissen gezielt ihr berufliches Vorankommen ein. Während sich die beiden auf der Couch einkuschelten und sich über den vorherigen Tag an der Uni unterhalten wollten, fragte Ben in die Runde: „Hey Lori, weißt du wann dein Schatz nach Hause kommt?“ „Nun ja“, antwortete sie, „da sie gestern Abend schon los sind, schätze ich mal ganz stark, dass sie in Kürze eintreffen. Die Reisevorbereitungen dauern anscheinend sehr lange.“ „Die Vorbereitung für unseren Ausflug auf den Everest? Sollten wir da nicht alle mitzureden dürfen?“, mischte sich Karim ein, „Schließlich fahren wir doch alle mit. Noch sind wir zu sechst oder hat sich in dieser Hinsicht irgendetwas verändert?“ Stella erhob sich von der Couch, „Nein, nicht das ich wüsste. Du kennst doch Mo. Der hat doch zu jeder Zeit die schärfsten Einfälle“ und ging zum Kühlschrank. „Leute ich habe Kohldampf.“ Ihr zerknautschender Gesichtsausdruck verriet allen, dass es nichts im Kühlschrank gab, das ihren Hunger stillen konnte. „Was haltet ihr von Pizza? Salami, Peperoni und extra viel Käsebelag. Sushi wäre die

Alternative.“ Karim sah Stella lächelnd an, „Wie spät ist es überhaupt. Das Frühstück ist noch gar nicht lange her.“ „Oh doch, das war vor drei Stunden“, entgegnete Stella, „Und dann hört sich Sushi plausibel an.“ „Mit extra Wasabi, da bin ich dabei.“, führte Ben hinzu, „Aber lasst für Mo trotzdem eine große Pizza kommen. Bei Sushi dreht sich ihm der Magen um.“ Der Küchenbereich war offen zum Wohnzimmer gestaltet und Ben sah Stella am geöffneten Kühlschrank stehen. Er ging zu ihr und nahm sich eine gekühlte Flasche Cola heraus. „Rufst du an und bestellst das Essen? Ich muss Karim noch ein bisschen beim Einpacken des Equipments helfen?“ „Na klar doch“, antwortete Stella, schnappte sich das Telefon vom Küchenblock und ging damit zu Lori. Sie sprang behutsam auf die Couch und kuschelte sich an Lori ran. Die sprach, „Komm wir stöbern mal die Karte durch. Ich habe Heißhunger auf einen schönen Nachtisch.“ Als Stella alles bestellt hatte hockte sie sich vor Lori und sprach, „Und Süße, machst du dir wegen heute Nacht schon Gedanken? Ich meine ich bin total aufgeregt und hoffe nur, dass wir nicht das finden, wonach wir suchen.“ „Na ich weiß nicht, ob das überhaupt eine so gute Idee war, sich darauf einzulassen. Mir ist schon ganz flau im Magen. Aber so was kann auch wieder nur Mo in den Sinn kommen. Hauptsache es ist gruselig und aufregend und wird nicht durch einen makabren Streich Mo's durchkreuzt.“, antwortete Lori skeptisch. „Das wird mit Sicherheit aufregend und mystisch.“, mischte sich Ben ein, „Eine ganze Nacht in diesem verruchten Museumsdorf hat nach meinem Kenntnisstand noch niemand durchgehalten. Erst recht nicht seit vor Jahren bekannt wurde, dass dort und in der Umgebung sehr viele Menschen verschwunden sind.“ „Na bei den Gruselgeschichten, die hier im Umlauf sind, ist das doch kein Wunder. Ich selbst habe viele Geschichten gehört und gebe zu, daran zu glauben“, sprach Lori. „Wenn wir diese Nacht durchhalten, dürfen wir uns glücklich schätzen, besonders wenn wir von Mo's entsetzlichen und unerwarteten Streichen verschont wurden. Die nerven richtig und schaden irgendwann mein Herz.“ „Och Lori, so schlimm ist er doch auch nicht. So ist Mo nun mal. Ist wahrscheinlich seine Art zu sagen, dass er uns mag. Du solltest das nicht so eng sehen. Ich lass seine Art nicht so nah an mich ran,

dadurch kann ich ihn besser akzeptieren. Jeder ist so wie er ist.“, sprach Stella ermutigend. „Ach ja? Gut, dass ich nicht seine Freundin bin. Gar nicht vorzustellen, was er macht, wenn er sagt, ich liebe dich. Wahrscheinlich habe ich dann ein Messer von Frankenstein zwischen meinen Augen stecken.“ Karim lachte laut und schlug Ben auf die Schulter, „Recht hat sie aber irgendwie.“ „Ihr nehmt das viel zu ernst. Mo ist so und wird sich auch nie ändern“, entgegnete Ben. „Nee, das einzige, was sich ändert, ist irgendwann das schwarz zu grau in unseren Haaren, bevor wir durch Mo einen Herzinfarkt erleiden.“, fügte Lori noch hinzu. „Ich werde mit Hope und Mo reden, dass wir dieses Mal darauf verzichten können. Es ist wirklich schon ein schauriger Ort an dem wir die Nacht verbringen werden, da sollten wir solche Horroreinlagen nicht gebrauchen können“, beschwichtigte Ben die beiden Mädchen. „Ich sage es ja nur, ein graues Haar an meiner Lori und Mo ist ein totes Arschloch“, fügte Stella hinzu. Karim fing laut an zu lachen, „Du musst dir einfach was ´Kras- ses ausdenken, wie du ihn foppen kannst. Dreh den Spieß doch um und zeige ihm, wie man sich fühlen kann, wenn einem das Herz bis zum Hals schlägt.“ „Uhh, das wird schwer Karim. Kann ich dir gleich sagen. Mo ist mit allen Wassern gewaschen und riecht euren Hinterhalt 10 km gegen den Wind.“, entgegnete Ben. Er stellte Karims Kameratasche neben den Wohnzimmertisch, zwinkerte Stella zu und ging zu Karim. „Hey, Karim du bist mir noch eine Revange schuldig. Bis hier was geschieht, könnten wir doch noch die Konsole glühen lassen. Du hast mich gestern zweimal bluten lassen, heute bin ich dran zu gewinnen.“ Karim stieg darauf ein und war sich sicher, dass er Ben auch dieses Mal besiegen würde. Stella indes dachte schon drüber nach, wie schön es wäre, Mo nur einmal richtig alt aussehen zu lassen. Verdient hätte er es schon, dachte sie sich, nur müsste sie dies ordentlich vorbereiten. Diese Nacht musste sie darauf verzichten und hoffen, dass es eine Nacht ohne Überraschungen werden würde. Da sprang plötzlich die Wohnungstür auf und Hope stürzte völlig blass und durchgeschwitzt herein. Dabei schrie er „So ein blödes verdammtes Arschloch. Wisst ihr was er ...?“ , dann schwieg er. Hope blieb stehen, atmete tief ein und besann sich in diesem Moment

darauf, dass Mo immer noch, und das seit dem Kindergarten, sein bester Freund war. Und dass dieses Ereignis unter extreme gestörte Eigenschaften oder Geschehnisse eines Freundes abgespeichert werden musste. Er besann sich, dass es Dinge im Leben gab, die geschehen und einen dabei formen, sowie starken Einfluss auf dein Denken und Handeln haben. Am Ende leitete ihn wohl das Schicksal seines Freundes Mo, der im Kleinkindalter mitzusehen musste, wie sein Vater seine Mutter umbrachte. Am helllichten Tag schlug dieser Mo's Mutter nieder, die gerade an ihren Bienenstöcken arbeitete. Als die Mutter blutüberströmt leblos zusammenbrach, stürzte der betrunkenen Vater und fiel mit seinem Kopf in die Bienenwaben. Da er aber Allergiker war, fand er Sekunden später seinen Tod. Hope beendete den Auftritt im Wohnzimmer und sagte laut, „Ach, macht doch was ihr wollt!“ und ging weiter ins Schlafzimmer. Geschockt starrten ihm die anderen hinterher, denn so hatten sie ihn noch nie erlebt. Da waren Emotionen im Spiel, wie er sie noch nie herausgelassen hatte. Dann trat Mo durch die Tür, gelassen und mit einem Lächeln im Gesicht. Auf die fragenden Gesichter reagierte Mo mit einem Schulterzucken, zog seinen langen graugrünen Mantel aus und warf ihn auf den Garderobenständer. Anschließend ging er in den Küchenbereich und sprach dabei, „Scheint so, als hätte Hope seine Tage. Irgendetwas ist ihm aufgestoßen.“ „Ist das alles?“, fragte Ben. „Ja. Er kann eben manchmal ziemlich gereizt sein, wenn es nicht nach seiner Nase geht“, antwortete Mo. Lori gefiel das überhaupt nicht, „Du spinnst doch Mo.“ Sie ging Hope erbost hinterher, um ihn in die Arme zu nehmen. Sie war seine Freundin und konnte nicht zulassen, dass er alleine mit seiner Wut fertig wurde. Nicht nur Ben fragte sich, was dieser Auftritt zu bedeuten hatte und stellte Mo zur Rede. „Womit hast du Hope so zur Weißglut gebracht? Dass du es auch nicht lernst, dass wir Freunde sind. Wir sollten zueinander nicht so ekelig sein. Immer wieder überspannst du den Bogen unserer Freundschaft und lernst nicht daraus. Also sag schon, hat es etwas mit heute Abend zu tun?“ Mo schüttelte verneinend den Kopf und trank einen Schluck Cola. „Nein, hat es nicht. Es waren nur unserer unterschiedlichen Auffassungen, die uns aneinander geraten ließen.“ „Und du hast

versucht, ihm deine aufzudrängen oder wie?", fragte Ben, der die Spielkonsole zur Seite legte. „Quatsch. Er konnte meine nicht akzeptieren und ist erbost darüber, wie ich mein Handeln und Denken erkläre. Da du den heutigen Abend erwähnst, fast hätte ich den vergessen. Bis dahin wird Hope sich sicherlich wieder beruhigt haben.“ „Na wenn du meinst. Hauptsache ihr lasst uns wieder mal im Unklaren. Ist ja deine Spezialität.“, meinte Ben mit vorwurfsvollem Gesichtsausdruck. „Hey Ben, das war wirklich nichts Ernstes.“, erwiderte Mo. „Wie du meinst. Es sah eben nur anders aus und dass macht uns ein wenig Sorge“, antwortete Ben wiederum. „Mag sein“, sagte Mo und ging zu Karim hinüber, „Steht die Technik für heute Abend?“ „Ja, klar. Mir ist nur unklar, was du dort filmen willst. Ist es so interessant, wie wir stundenlang im Dunklen sitzen?“, fragte ihn Karim. „Und wenn es nur sitzen ist, okay. Der Abend wird sicher super, nur wir in einer dunklen alten Hütte. Sollte aber doch etwas an den unheimlichen Geschichten dran sein, dann will ich das auf Band haben. Niemand weiß, ob es Geister oder andere Phänomene gibt. Doch wenn es uns trifft, haben wir die Chance, damit Geld zu machen. Seht euch nur im Internet um, womit dort Geld gemacht wird. Und in weiser Voraussicht auf unser Himalaja Projekt, können wir jeden Cent gebrauchen.“ „Das ist ein wenig weit ausgeholt“, entgegnete Karim, „Lass uns einen aufregenden Abend oder vielmehr eine Nacht dort verbringen, das ist aufregend genug. Ich will nicht mit vollen Hosen nach Hause kommen.“ Ben musste lachen, als er das hörte. „Von mir bekommst du aber keine neue Hose. Ich besorge dir gerne ein paar Windeln. Du Mo, sollte auch nur ein Geist einen winzigen Furz lassen, sei dir sicher, Karim wird ihn für dich aufzeichnen.“ Stella stand von der Couch auf und sah Mo mit gerunzelter Stirn an. „Wenn du die Katze im Sack lässt und nicht mit einer deiner beschissenen Ideen kommst, um uns einen Schock einzujagen, wird auch nichts in dieser Nacht passieren.“ „Keine Sorge“, erwiderte Mo, „Für heute Nacht habe ich nichts geplant.“ Das hörten alle und hofften stark, dass er es auch so meinte. Unzählige graue Haare hatte Mo ihnen schon bereitet. Allmählich hatten sie die Nase voll davon. Sie wollten einfach nur ein Abenteuer erleben, in dem es ohne Sondereinlagen aufregend war. In

diesem Moment klingelte es und riss die Freunde aus dem Gespräch. Ben lief zur Tür und freute sich. „Endlich Essen. Das hat heute aber auch lange gedauert.“ Mo sah in die Runde und hoffte, dass sie für ihn auch etwas mitbestellt hatten. Sein Magen krampfte schon etwas vor Hunger. Ben öffnete die Tür und sprach, „Natürlich der Pizzalieferant. Immer bekommt Mo sein Essen zuerst.“ Stella ließ sich wieder in die Couch fallen. Sie war etwas erzürnt, dass ihre Sushi Lieferung wieder länger brauchte als die Pizzalieferung. Das war keine Gerechtigkeit, dachte sie und warf Mo einen giftigen Blick zu. Zu ihrem Glück aber stand kurz darauf der andere Lieferant vor der Tür. Stella sprang auf und riss dem Lieferant die Sachen aus der Hand. Sie gab ihm Geld und ging mit den Tüten zum Küchentresen, auf dem sie alles auspackte. „Lass dir gar nicht einfallen, deine Griffel daran zu legen, Mo.“ „Nicht einmal naschen?“, grient Mo, „Lass mal, das rohe fischige Gelumpe bekommt mir nicht. Da würde ich lieber von dir abbeißen, darauf hätte ich mehr Appetit.“ Er nahm sich eine Ecke von der Pizza, schob sie in seinen Mund und ging in den hinteren Flur der Wohnung. Er ließ die anderen mit ihren nachdenklichen Gesichtern zurück, die sich gerade fragten, ob er das jetzt ernst gemeint hätte. Der Hunger war ihnen schon fast vergangen, denn so eine Situation hatten sie noch nicht erlebt, geschweige solche Worte von ihm gehört. Sie fragten sich, ob er ernsthaft etwas von Stella wollte. Mo kam an Hopes Zimmer vorbei und schob dessen Tür einen Spalt auf. Lori lag neben Hope auf seinem Bett und fuhr ihm durch die Haare. Sie redeten nicht, sondern lagen nur da. Mo machte sich Gedanken, ob er es vielleicht doch zu weit getrieben hatte. Er nahm sich vor, Hope in dieser Nacht mehr zur Seite zu stehen und ein Gespräch anzubieten. Dazu hätten sie am morgigen Tag bestimmt viel Zeit. Er ging wieder zurück zu den anderen und stürzte sich auf die restliche Pizza. 29 Der Abend brach herein und die bedrückte Stimmung wich jugendlicher Euphorie. Hope hatte sich in den Armen von Lori erholt und packte, zusammen mit den anderen, ihre Ausrüstung in Stellas VW Bus. Sie hatten gut vorgesorgt für die Nacht. Während Karim mit Ben die Taschen mit der Technik einpackte, trugen Stella und Lori die Taschen mit Essen und Getränken zum Wagen. Kurz darauf ging die Fahrt los.

Die Nacht war schwarz und der Himmel bedeckt. Es war stürmisch und leichter Nieselregen begleitete sie auf ihrer Fahrt. Stella und Lori war seltsam zumute, als sich Mo und Ben über die Gerüchte rund um das Museumsdorf unterhielten. Sie wussten, grauenhafte Geschichten gingen um und nicht zuletzt die Geschichte um die verschwundene Frau, nach der seit einigen Tagen in dieser Gegend gesucht wurde. Sie war aus einer Klinik für psychisch Kranke entflohen und wurde zuletzt in der Nähe dieses Dorfes gesichtet. Es kribbelte in ihren Bäuchen, was die Stimmung ein wenig anspannte und unheimliche Gedanken hervorrief. Die Fahrt verlief auf der Bundesstraße, vorbei an einigen Dörfern, die abseits von der Straße ihre kleinen Lichter durch die Dunkelheit leuchten ließen. Karim war unwohl zumute, obwohl er sich schon darauf freute, seine Technik endlich mal im Außeneinsatz zu bewundern. Natürlich glaubte er nicht daran, irgendetwas Sonderliches auf seine Linsen zu bekommen. Doch ausschließen konnte er es natürlich nicht, denn er wusste ja 30 nicht, was ihn erwartete. Er hoffte zu mindestens, Bilder zu erhaschen, wie sich die Mädels ängstigten oder wie Ben wieder einmal, aufgrund zu hohem Alkoholgenusses, seinen Mageninhalt zu Boden kotzt. Stella vertrieb sich mit Lori die Zeit auf der Rückbank, indem sie einige Alkopops schlürften. Nicht der Langeweile wegen, nein, sie wollten sich aufmuntern und hofften sehr, dass es nicht die ödste Nacht seit langem werden würde. Sie blödelten herum und fragten sich, ob es vielleicht doch gruselig es werden könnte. Mo fragte höhnisch, ob sie zufällig ihr Hexenbrett dabei hätten, damit sie etwas nachhelfen könnten, falls gar nichts geschehen würde. Sie grienten ihn nur an und zeigten ihm die blanke Zunge. Worauf er nur lächelnd die Stirn runzelte. Stella entgegnete, „Träum weiter.“ Während Ben sich seelenruhig mit Mo einen Joint reinzog, steuerte er den Wagen sicher durch die Nacht. Das gekiffe störte ihn nicht, denn sie waren alleine in dieser Nacht unterwegs und anhalten würde sie auch keiner, denn hier war zu dieser Zeit keine Polizei unterwegs. Die hatten besseres zu tun. Das war immer so. Während Karim noch daran dachte, ob er alle seine Akkus aufgeladen hatte, steuerte Hope den Wagen auf den etwas abgelegenen Parkplatz unweit des Museumsdorfes. Der Schotter

unter den Reifen knirschte bis sie zum Stehen kamen. Der Parkplatz war unbeleuchtet. Erst das Öffnen der Wagentüren erhellte den Innenraum und somit einen kleinen Radius rund um das Auto und ließ den Qualm aus dem Innenraum entfleuchen. Euphorisch stiegen sie aus und obwohl sie sichtlich alleine dort waren, tuschelten sie nur miteinander. Karim verteilte die Taschen, dann liefen sie los. Zuerst betraten sie einen riesigen Innenhof, der mit mächtigen alten Holzhäusern umbaut war, die einzig und allein als Lager und Büro, Kassen und Toilettenkomplex dienten. Dort liefen sie durch und gelangten zum Eingang, der mit Drehtoren versehen war. Mo drehte sich um und sprach etwas lauter, „Leute, willkommen am Vorhof zur Hölle. Von jetzt an kann ich für nichts mehr garantieren. Jeder ist sich selbst der Nächste.“ Er beendete den Satz mit einem tiefen Lachen. Stella schrie ihn an, „Hör bloß auf mit dem Scheiß, man. Du hast doch echt einen Sockenschuss.“ Dann sah sie Lori an, die ihr Recht gab. Ben grinste bekifft und sprach, „Lasst uns rüber steigen. Wir haben nicht ewig Zeit und schon gar nicht für solche Blödeleien.“ Doch gerade als sie über den Zaun steigen wollten schoss ein grässlicher Schrei durch das Dorf und ließ die Fünf erstarren. Ihre Gesichter [...]

[...] Sie hatten noch rund 50 Meter vor sich. Vorm Grundstück hatte man das Haus schon schemenhaft sehen können, doch nun, während sie sich durch das Dickicht schlagen mussten, sahen sie nur dunkelgraues Gestrüpp, das schon seit Ewigkeiten wucherte. Hinter ihnen verschloss sich das mindestens 300 Jahre alte schmiedeeiserne Einfahrtstor mit einem lauten Krachen. Als sie das Dickicht endlich hinter sich hatten, standen sie vor dem Gutshaus, das wie ein schwarzer Fels auf sie wirkte, der sie mit seinen roten Augen verschlang. Niemand traute sich den Anfang zu machen und hineinzugehen. Die schwarze Holztür mit den beiden schwarzen Marmorsäulen an den Seiten wirkte sehr einschüchternd. Auch der Boden vor der Tür war

mit selbigem Marmor ausgelegt. Zu Erstaunen aller ging Tom ein paar Schritt vor und verkündete, dass er zuerst rein gehe. Er war es leid, ständig die Blutsuppe aus seinem Gesicht zu wischen. Er wollte wieder frei atmen können. Tom ging die drei Stufen zur Eingangstür hinauf und sah zurück zu den anderen. Klaire warnte noch einmal sehr eindringlich, dass sich alle von größeren Holzflächen fernhalten sollten. Dennoch drehte er sich zum Haus und sah in das Monument einer schweren schwarzen Mahagoniholzeingangstür aus dem 16. Jahrhundert, die mehr aus Verzierungen, als aus klaren Linien bestand. Sie strahlte Kraft und Eleganz aus. Winzige Tropfen auf ihrer Oberfläche ließen den Eindruck entstehen, dass sie lebte und atmete. Da Tom keine Klingel sah, bummerte er mit seinen Fäusten gegen die Tür. Skaitier schrie noch im gleichen Augenblick, dass die Tür aus Holz sei und er schnell dort weg soll, als es schon passierte. Die Tür sprang laut krachend und knarrend auf. Er sah unweigerlich ins Hausinnere aus dem die Dunkelheit auf ihn prallte. Er drehte sich erneut zu den anderen, „Ihr dürft nicht in jedem Stück Holz ein Monster sehen.“ Nun gingen alle die Stufen hinauf und in das Haus hinein. Pechschwarze Dunkelheit erwartete sie. Tom kramte in seinen Hosentaschen nach einem Feuerzeug, während die Tür hinter ihm wieder ins Schloss fiel. Er zündete das Feuerzeug an und sah sich um. Dann sprach er, „Kerzen scheint es hier in Hülle und Fülle zu geben.“ Der Schein der Flamme zog den Blick der anderen auf ihn. Gebannt und versteinert sahen sie im Schein der Flamme, was hinter Tom aus der Tür herauswuchs. Die Schattenkreatur umschlang Tom und nahm ihn mit in ihr Reich. Sie presste ihn blitzartig ins Holz. Übrig blieben seinen Sachen, die durch die Luft wirbelten und einige Hautfetzen und Innereien, die zu Boden fielen. Ein feiner Sprühnebel aus Blut füllte die Luft und legte sich langsam auf allen nieder. Während alle ihren Emotionen freien Lauf ließen, dachte Klaire nur über Toms kurzes Dasein nach, wie gewonnen so zerronnen. Skaitier forderte alle auf, Ruhe zu bewahren. Die Dunkelheit teilte sich den Raum mit der Angst der Gruppe. Am liebsten wären sie hinausgerannt. Wäre da nicht die Kreatur in der Wand, die nur darauf wartete. Hope fühlte, dass sich etwas im Raum sehr schnell bewegte und da es keiner seiner Leute

sein konnte, sagte er es ihnen. Er wollte, dass sie sich alle anfassten, damit niemand von ihnen so schnell weggerissen werden konnte. Als sie sich alle angefasst hatten, vernahmten sie aus einem höher gelegenen Teil des Hauses seltsame, tiefe Stimmen, die in einer merkwürdigen Sprache erklangen. Hope tastete sich mit den Füßen am Boden entlang und zog die Gruppe durch den Raum bis er fündig wurde. Sein Fuß trat auf etwas Metallisches. Erleichtert bückte er sich und hob das Feuerzeug von Tom auf. Im selbigen Augenblick huschte jemand über ihn hinweg und ließ ihn aufschrecken. Skaitier stöhnte. Er hielt Hopes eine Hand und zog an ihr, damit er wieder hoch kam. Hope zündete die Flamme und leuchtete in die angstverzerrten Gesichter der anderen. Dann sahen sie Skaitier's Hemd an, das aufgerissen und blutig war. Daher kam Skaitier's Stöhnen. Irgendwas wollte Hope erwischen und traf, als dieser nach vorne gebeugt war, Skaitier. Diesem wurden entsetzliche Schnittwunden zugefügt. Durch Hopes Wanderung durch den Raum, waren sie zu nah an die Holzwand geraten und tippelten schnell wieder in die Mitte des Raumes. Dabei schnappte sich Hope zwei Kerzen von einem Leuchter, an dem sie vorbei gingen. Er gab eine Kerze Karim und zündete beide an. Sie vereinten ihre Blicke in den Flammen aus Hoffnung und hörten plötzlich ein Plätschern. Hope und Stella sahen Skaitier besorgt an. Der aber wiegelte ihre Besorgnis ab und deutete, dass es ihm gut ginge. Sie leuchteten nach dem Ursprung des Plätscherns und wurden fündig. Der Schein der Kerzen leuchtete den hohen Eingangsbereich aus und erhellte die Treppe, die ins obere Stockwerk führte. Auf ihr ergoss sich ein Fluss abwärts und breitete sich unter ihren Füßen aus. Geschockt darüber, dass es ein Fluss aus Blut war, der sich bestialisch stinkend unter ihnen erstreckte, gerieten sie erneut in Panik. Hope fing an, alle in eine Richtung zu ziehen. „Kommt hier lang. Dort hinten gibt es eine Tür.“ „Aber wieso verschwinden wir nicht?“, fragte Stella schreiend. „Na, weil wir nicht zurück können. Der Ausgang muss hier sein, nicht da draußen. Und nun los.“ Hope zog weiter und es gelang ihnen, zu der Tür vorzudringen. Sie stand offen und schien kein Hindernis darzustellen. Schnell traten sie in den dahinter liegenden Raum und verbarrikadierten sich mit einem Sessel

und einem großen alten Schreibtisch. Danach zündeten sie weitere Kerzen an, die sie in dem Raum fanden. Sie erhellten den Raum und sahen, dass sie sich in eine Bibliothek gerettet hatten. Sie machte einen ziemlich verwüsteten und dreckigen Eindruck. Skaitier sah sich mit schmerzerfüllter Mimik um. „Hier werden wir sicher nichts finden.“ „Sei nicht so pessimistisch. Ich habe viel über die damalige Zeit gelesen. Das Gemäuer ist mehrere Jahrhunderte alt. Diese Bibliothek mag zwar einen öden Eindruck erwecken, doch steckt meistens mehr in solchen Räumen, als mit bloßem Auge erkennbar ist. Oft hatten sie geheime Zugänge, Verstecke, an denen sich die Hausherrn zurückziehen konnten. Wo sie ihren geheimen Hobbys nachgingen und ihrem Wahn oder sonstigen Neigungen freien Lauf ließen.“ „sprach Karim und sah Hope an, der ihn zu verstehen schien. Der nahm sich einen Jackenständer und begann auf die Wände zu hauen. Karim klopfte auf die meterhohen Regale. Stella setzte sich auf einen mit Bücher beladenen Tisch und fragte sich, wie lange sie noch in dem Raum verharren musste. „Was macht ihr da? Wir müssen hier raus und ihr haut wie die Irren auf die Einrichtung. Was soll das?“ „Wir suchen nach einer geheimen Tür, die sich eventuell hier hinter den Wänden befindet.“, gab Karim zur Antwort. Stella betrachtete den Schreibtisch und dann die anderen Möbel, deren Oberflächen und Beschaffenheit sehr seltsam war. Nach einigen Blicken sprach sie entsetzt, „Oh mein Gott. Wisst ihr woraus die Möbel gefertigt sind? Seht hier unten, die Füße des Schreibtisches, das sind winzige Schädel. Und die Stuhlbeine sind Oberschenkelknochen.“ Hope ging zu dem Schreibtisch, den sie an die Tür geschoben hatten und betrachtete ihn genau. „Ja, du hast Recht und so wie es aussieht sind alle Möbel mit Haut überzogen. Das ist ekelhaft, bewahrt uns aber wahrscheinlich vor dem Herauskommen der Schattenkreaturen.“ „Pfui Teufel“, sprach Karim angewidert. Aus der Eingangshalle vernahmten alle plötzlich seltsame Töne. Das Plätschern wurde lauter und Blut drückte sich unter der Tür hindurch. Schreie und ein lautes Stampfen mischten sich hinzu. Hope und Karim bummerten schneller gegen die Regale, doch sie fanden keinen Hohlraum. Skaitier ging auf Karim zu und nahm ihm den Ständer ab. „Wir finden hier nichts, man. Indianer

Jones wird uns hier nicht weiterhelfen. So wie es aussieht sind wir hier in einer Sackgasse gelandet. Was mich nicht glücklich stimmt, allerdings wohl auch nicht mehr zu ändern ist. Hat jemand von euch Klugscheißern noch einen Plan?“ Daraufhin warf er wütend den Ständer auf ein weit hinten im Raum stehendes Regal und stieß einen Stapel Bücher um. Die Anstrengung riss seine Wunden auf und Blut tropfte von seinen Armen über seine Hände auf den Marmorboden. Mehrere Tropfen sammelten sich zu seinen Füßen und flossen plötzlich zueinander. Die anderen sahen das und richteten gebannt ihre Blicke auf die seltsame Erscheinung. Auf einmal öffnete sich vor ihnen im Boden ein Relief. Ein Mechanismus wurde ausgelöst und der ließ eine metallische Wendeltreppe in die Tiefe entstehen. Karims Augen erleuchteten. Er sah die anderen an, die seine Hoffnung in diesem Moment teilten und sich euphorisch auf das Loch zu bewegten. Hope bedankte sich bei Skaitier mit einem zuversichtlichen Kopfnicken in dem Augenblick, als die Tür zur Bibliothek erbebe. Klaire schrie, dass es der Müller sei und sie nicht mehr viel Zeit hätten, als der Müller schon gegen die Tür donnerte und Schattenkreaturen sich durch den Schlitz schoben. Wild wirbelten sie im Holz hin und her. Ein grässlicher Gestank, der aus des Müllers eitrigen Wunden strömte, breitete sich aus und stach den Freunden in die Atemorgane. Schnell stiegen sie die Treppe hinunter. Skaitier stieg zum Schluss runter, sah aber bevor sein Kopf verschwand noch wie die Tür den kräftigen Schlägen des Müllers nicht mehr standhielt und zerbarst. Auge in Auge mit der Bestie betrachtete er für eine Sekunde die Hölle auf Erden bevor er abtauchte. Noch nie hatte er etwas Abscheulicheres gesehen und ihm wurde übel. Er schlitterte die Stufen herab, die kein Ende zu nehmen schienen. Er war sich nicht sicher, aber er empfand es als eine Ewigkeit bis er schließlich zu den anderen stieß. Von oben drang ein fürchterliches Toben nach unten. Müller Gerske schien sehr sauer zu sein und machte sich seiner Wut frei. Dass er ihnen nicht folgen konnte, war ihnen klar. Allerdings beunruhigte sie nun, was ihnen hier unten in den steinigen Gewölben auflauern würde. Klaire dachte, von der Traufe in den Regen zu gehen bringt nichts außer Ärger. Sie glaubt nicht daran, dass sie einen Weg aus

dem Dunkel finden würden. Zu lange lebte sie schon darin. Und dass sie sich nun in Felsendorns Gewölben herumtrieben, änderte auch nichts an ihrer Einstellung. Um keine Zeit zu opfern, liefen sie los, durch endlose Gänge. Warme Luft strömte ihnen entgegen, die nass und modrig roch. Die Gänge schlängelten sich durch Berggestein und waren ziemlich schmal und flach. Etliche Biegungen und Abzweigungen ließe alle daran zweifeln, jemals aus diesem Labyrinth herauszukommen. Nach einer Weile gelangten sie in eine große Höhle, die mindestens zwanzig Meter hoch und an die tausend Quadratmeter groß war. Vor der Höhle blieben sie stehen. An den Wänden hingen Fackeln, die Hope sofort anzündete und an die anderen weiterreichte. Der Eingang der Höhle war weiter oben im Gestein eingehauen als der Rest der Höhle, was ihnen einen Blick durch die Höhle gewährte. Sie schien, mit ihren vielen Zwischenwänden, eine Art Wabe darzustellen. Eine Wabe mit vielen kleineren Höhlenräumen. Einer nach dem anderen stieg die Steintreppe hinunter. Sie betraten das Höhlensystem, dessen Wände stellenweise rote Ablagerungen aufwiesen und mit Spinnweben behangen waren. Zuerst kamen sie an Nischen mit Tischen vorbei, an denen vor langer Zeit gearbeitet und experimentiert wurde. Alte fette Bücher, Tintenfasschen und Federn zeugten von alten Zeiten. Einige Nischen waren wie Labore eingerichtet, andere wiederum wiesen Pentagramme an Böden und Wänden auf, was Zeugnis von Beschwörungen und schwarzer Magie war. Ein anderer Raum war mit Möbel ausgestattet, die wahrscheinlich schon seit über 400 Jahren dort unten verweilten. Sie wurden von einem Schimmel übergezogen, der mehrere Zentimeter dick war. Die Reise durch die Geschichte endete für die Freunde im mittleren Teil der Wabe, wo die Wände ein Zeugnis der Grausamkeiten boten. Die Wände, an denen Ketten befestigt waren, sahen blutgetränkt aus. Es roch eisenhaltig und ein Gestank durchzog die Gemäuer, der nicht ertragbar war. Luciella sagte weinend, „Die Wände bluten ja.“ Tatsächlich waren die Wände mit Adern durchzogen, die den Fels zum Schwitzen brachte. Der Boden vor den Wänden mit den Ketten suppte noch. Kleine Knochenteile und Zähne lagen in der blutigen Pfütze. Allen war klar, dass hier Bestien am Werk gewesen waren. Niemand mochte

sich auch nur annähernd vorstellen, was hier geschehen sein konnte. Dann erschrakten sie erneut, als schreckliche Laute aus der Richtung zu ihnen drangen, in die sie eigentlich gehen wollten. Skaitier sah Hope entsetzt und skeptisch an. „Sollen wir dem was wir da hören wirklich folgen?“ „Brauchst du nicht. Bleib hier mit Luciella. Die Kleine hat echt schon zu viel mitgemacht. Wir holen dich hier wieder ab. Dich und Luciella und dann geht es sofort ab nach Hause.“ „Genau das wollte ich vorschlagen. Die Kleine hat schon zu viel durchgemacht. Du bist ganz okay Hope. Ich danke dir. Und, lasst mich nicht hängen mit Luciella.“ „Nein, natürlich nicht. Sobald die Luft rein ist, hole ich euch nach.“, antwortete Hope und lief mit den anderen weiter, die sich mit einem Kopfnicken von Skaitier und Luciella für diesen Moment verabschiedeten. Die Anwesenheit Skaitier's vermisste Hope jetzt schon. Er konnte seine Art zwar nicht leiden, doch er verlieh ihm eine ungeheure Kraft ohne die er wohl nicht bis hier her gekommen wäre. Schweren Herzens ließen sie die beiden zurück. Karim lief vor, gefolgt von Stella, Klaire und letztlich Hope, der noch einmal zurückschaute. Ihm war klar, dass sie zurückkommen würden, egal ob sie einen Weg in die Freiheit oder einen in den Tod finden würden. Die Gänge wurden enger und flacher. Eine Biegung folgte der anderen und immer seltsamere Laute fluteten das Gewölbe. Die Wände der Gänge zeugten davon, dass schon viele durch sie umhergeirrt waren. Sie waren blutverschmiert. Haare und abgebrochene Fingernägel hafteten an ihnen und riefen in jedem einzelnen von ihnen Ekel hervor. Karim stoppte plötzlich und verharrte stumm. Er überlegte und sprach kurz darauf, „Dieses Labyrinth scheint endlos zu sein. Dennoch gehen wir stets in eine Richtung.“ „Wie willst du das wissen“, fragte Klaire. „Weil wir stets abwärts gehen und alle Abbiegungen in dieselbe Richtung driften. Falls es noch niemanden von euch aufgefallen ist. Geographisch gesehen müssten wir bald unter der grässlichen Scheune sein.“ Klaire sah Karim entsetzt an. „Bist du dir sicher. Ich meine, das wäre das Schlimmste, was uns passieren könnte.“ Stella ließ schwächernd die Fackel fallen. „Ich halte das nicht mehr aus. Meine Kraft ist am Ende. Ich will zurück und bei Skaitier und Luciella warten.“ Karim, der bereits ein paar Schritte weiter

gelaufen war, drehte sich Stella zu. „Wir werden das schaffen, Stella. Bis hier sind wir doch schon gekommen. Und sicher ist es auch nicht mehr we...“ Er sprach plötzlich nicht mehr weiter, denn er bemerkte in seinem Augenwinkel etwas Seltsames. Die Wände wurden ab dieser Stelle mit Holzbohlen gestärkt, was seiner Annahme bestätigte, dass sie sich unter der Scheune befanden. Im gleichen Moment verstummten die grollenden, grässlichen Laute, die ihnen zuvor entgegenströmten. Totenstille brach aus, die allen erneut Angst in die Gesichter zeichnete. „Karim, was ist los? Warum sprichst du nicht weiter?“ Stotternd antwortete Karim, „Die Wände. Das Holz.“ Die anderen wussten nicht, worauf er hinaus wollte. Der Schein ihrer Fackeln erhellte nicht das, was Karims Fackel erleuchtete.

Er stand ja einige Meter weit entfernt. Sie gingen auf ihn zu und sahen schnell, was er meinte. Dort wo er stand, war eine Gittertür an der Wand befestigt, die den Gang irgendwann einmal getrennt hatte. Dahinter waren die Wände mit Holz beplankt. Hope schrie, Karim solle sofort zu ihm rennen. Karim aber hatte Angst und konnte sich nicht bewegen. Hope ging auf ihn zu und erhellte gleichzeitig das schwarze Loch hinter ihm, das den Eingang zu einer großen Höhle freigab. Hope hielt ihm seine Hand entgegen, um ihn zu sich zu ziehen. Aber entsetzt zog er sie wieder zu sich. In den Augen der anderen konnte Karim blankes Entsetzen sehen und urinierte ein. Hinter ihm wuchs eine Kreatur in die Höhe, die ihm bittersauren Gestank in den Nacken atmete und die Totenstille mit Röcheln durchbrach. Stella ergriff die Gittertür und schloss sie rasant vor Karims Augen, der nun weinen musste. Er wusste, Stella hatte richtig gehandelt. Tränen liefen über sein Gesicht, weil er wusste, dass sein Leben nun zu Ende sein würde. Hope schrie Stella an, sie solle das Tor wieder aufmachen, da öffnete die riesige fledermausartige Kreatur seine Flügel. Fleischige Stückchen fielen dabei auf den Boden, die von seinem letzten Fressen übrig geblieben waren. Der Vampir umschlang Karim blitzartig, verbiss sich in seinem Hals und fraß sich durch Karims Körper hindurch. Karims Kopf wurde dabei vom Hals getrennt und polterte auf den Boden. Die anderen sahen dem entsetzlichen Treiben zu und schrien das Wesen an. Sekunden später öffnete die Kreatur ihre Flügel und ließ kleine

Teile von Karims Körper auf den Boden fallen. Dann stürzte es auf die Gittertür zu und schrie die drei mit grässlichen Lauten an, während ihm Blut und Fleisch aus dem Maul floss. Die Kreatur war kräftig und ihr Aufprall an dem Gittertor ließ die Verankerung wackeln. Fassungslos wichen sie ein Stück zurück, starrten das Wesen aber dennoch ununterbrochen an. Wenn sie gekonnt hätten, wären sie gerannt, aber stets mit der Frage im Kopf: „Wann laufen wir der nächsten Vampirkreatur in die Arme?“ Sie deuteten das Wesen als Vampir, weil es solch ein riesiges, mit zwei oberen Reißzähnen ausgestattetes, Maul hatte und einer Fledermaus ähnelte. Sie rannten außerdem nicht, weil sie auch auf ein Wunder hofften. Das Wunder blieb aus. Stattdessen betrachteten sie die Vampirkreatur. Der Vampir zitterte und schüttelte sich, drehte sich dann um, packte die Überreste von Karim mit einer Klaue und wirbelte diese durch die Luft. Anschließend griff es nach Karims Kopf vom Boden und schob ihn sich ins Maul. Er biss kraftvoll zu und schüttelte sich, während der Schädel knackte und schließlich aufsprang. Es nahm den Schädel zwischen seine Klauen, steckte sein Maul hinein und fraß die Innereien heraus. Dabei schabte es mit seinen Kauern an der Schädelinnenseite entlang. Jetzt war es Hope der erbrach. Kein Mensch konnte diesen Anblick ertragen. Der Vampir schmiss Teile des ausgelutschten Schädels zurück auf den Boden und schrie die drei an. Dabei schossen Blut und Hirnmasse aus seinem Maul. Stella versteckte sich hinter Hope. Der Vampir zitterte plötzlich erneut und stieß entsetzliche Schreie hinaus, die durch das Gewölbe dröhnten. Aus seinen Flügeln drückte sich etwas unter seiner Haut heraus. Bei näherem Hinsehen konnten die drei es erkennen. Aus der Haut des Vampirs wuchsen auf beiden Seiten Schattenkreaturen mit sehr langen schwarzen Haaren heraus, die sich in alle Richtungen wanden. Die neuen Kreaturen waren noch nicht ganz erschaffen, da krochen sie schon in das Holz an der Wand. Sie verschmolzen in Windeseile mit jeder einzelnen Holzfasern. Kaum waren sie im Holz neben der Kreatur verschwunden, tauchten sie auch schon im Holz an der Gittertür wieder auf und schossen blitzartig aus den Holzplanken heraus. Gleichzeitig stürzte sich der Vampir an das Gittertor und stemmt sich mit aller Kraft dagegen. Das war Hope

zu viel und er brüllte den Mädels zu, „Weg hier, schnell!“ Sie rannten schnell weg, nur fort von dem Gittertor. Klaire war geschockt. Nie hätte sie gedacht, etwas Schlimmeres als das zu erleben, was sie schon kannte. Sie rannten durch die Gänge, ohne sich des Weges bewusst zu sein und gelangten irgendwann an eine Gabelung. „Rechts lang!“, rief Klaire. Obwohl Hope anderer Meinung war und lieber links lang gerannt wäre, drückte er Stella nach rechts und rief, „Okay. Du rennst vor, Klaire.“ In diesem Augenblick erschütterte ein mächtiger Knall das Gewölbe und schob sich durch jeden Gang. Jetzt wussten die drei, dass das Gittertor dem Bösen gewichen war. Ihre Zeit wurde knapp. Jeden Moment konnte dieser Vampir vor ihnen stehen und sie fressen. Nach hundert Metern rief Stella stopp und leuchtete Klaire ins Gesicht, „Wo führst du uns hin? Es geht stets abwärts. Das sagte Karim vorhin. Nun müssten wir aber eigentlich aufwärts laufen. Was führst du im Schilde, Klaire?“ „Ich versuche nur, uns in Richtung Dorf zu führen. Ich dachte, wenn die Schattenwesen von hier unten in unser Dorf gelangten, dann wäre das der rechte Weg“, antwortete sie überzeugend. Sie mussten weiter und liefen ununterbrochen. Hinter ihnen nahmen die Schreie an Intensität zu. Irgendwann gesellte sich aber ein auffälliges, grummelndes Beben dazu und verunsicherte die drei, die im Fackelschein unbeirrbar einem Weg folgten, von dem sie dachten, er würde die Freiheit bringen. Klaire stoppte und erbrach zu ihren Füßen. Hope hielt sie an ihren Armen fest und stand ihr zur Seite. Er streichelte ihr über die Arme und versuchte, Mut zu zusprechen. Sie schüttelte den Kopf und wischte sich erschöpft den Schleim vom Mund. Hope schob sie vor sich her, um ihr mehr Kraft beim Laufen zu verleihen. Sie drängelten sich unentwegt durch die Gänge. Dabei zogen sie sich an dem kantigen Gestein jede Menge Verletzungen zu. Hope versank ab und zu in Gedanken. Sein Körper versuchte, ihn dadurch von allem ein wenig abzulenken. Er dachte darüber nach, wie wenig Trauer er für seine Freunde verspürte. Sie war der Angst gewichen, mit der er um sein eigenes Leben bangte. Aber auch darüber, wie der Verstand vor Ekel versuchte zu fliehen. Ekel vor den gesehenen monströsen und bestialischen Geschehnissen. So sehr in Gedanken vertieft bemerkte er

nicht, wie Klaire erneut vor ihm stoppte. Er schubste sie in das, wovor sie gehalten hatte. Sie fiel in eine gigantische, riesige Höhle. Hope leuchtete der am Boden liegenden Klaire und sah fassungslos auf das, wovor sie Halt gemacht hatte. Klaire stand ganz langsam auf. Jetzt hatte sie das erste Mal in ihrem endlosen Sein Angst. Sie hätte nie freiwillig dieses Gewölbe betreten und sah Hope wütend, mit Tränen in den Augen, an. Sie erzitterte ebenso wie Stella, als sie die Vampire sah, die zu Hunderten in weiter Höhe an Wänden und Felsvorsprüngen hingen und kauerten. Hope traute sich nicht einmal zu atmen. Wie eng würde es nur in dieser Höhle werden, wenn jeder der Vampire ständig Schattenwesen von sich abstieß, fragte er sich und starrte auffordernd zu Klaire. Er winkte sie stumm zu sich. Mit Gestiken versuchte er ihr zu zeigen, dass sie die Fackel zum Erlöschen in den Boden drücken sollte. Sie tat es und ging Zentimeter für Zentimeter vorwärts. Hope streckte beide Hände in die Höhle, um Klaire schnell zu fassen, wenn sie nahe genug sein würde. Da drehte sich Hope um und fragte Stella, ob sie auch die Vibration im Boden bemerkte. Die Schreie in den Gängen waren dem grummelnden Beben gewichen, das stets lauter wurde. Warme stinkende Luft schob sich aus dem Gang in die Höhle und nahm an Dichte zu. Wären da nicht die Kreaturen in der Höhle gewesen, wäre Hope in sie hinein gerannt, nur um den Gang, mit samt seiner Ungewissheit nicht im Rücken zu haben. Er konnte sich leider nicht entscheiden, welches Übel er vorziehen sollte. Kurz darauf entschied er sich aber doch und nahm Stella am Arm. Behutsam ging er mit ihr auf Klaire zu und versuchte, die Wesen nicht zu wecken. Allerdings übernahm dies das Getöse aus dem Gang, wovor Hope zu fliehen versuchte. Unruhe brach unter den Vampiren aus. Permanentes Flügelschlagen vermehrte sich. Seltsame Laute, ausgestoßen von aufwachenden Vampiren, drang von den Wandvorsprüngen nach unten. Die drei sahen es und drängten sich an die Wand neben dem Höhlzugang. Eine Nische bot nur spärlichen Sichtschutz. Alle drei sahen nach oben und ihre Blicke erfassten ein Handvoll Vampire, die erwacht waren. Sie spreizten ihre Flügel und sahen den dreien direkt in ihre mit Furcht erfüllten Augen. Sie waren entdeckt worden und Hope wollte nicht auf das warten, was folgen

sollte. Er packte Stella und Klaire an den Händen und schrie, „Ab in den Gang!“ Zusammen rannten sie dem Getöse entgegen. Nun gab es kein Zurück mehr. Der Tod schien das Spiel zu leiten und sie konnten sich die Art des Sterbens aussuchen, dachte sich Hope, als er auf eine, sich ihm entgegenstürmende, Wand aus Blut sah. Es war eine Flut aus Blut, die sich aus dem Gutshaus ergossen hatte. Hope bremste geschockt ab und lief mit beiden Mädels wieder in die Höhle zurück. Dort kreuchten aber schon die Handvoll Vampire am Boden umher, die sich vor Hunger gegenseitig anfauchten. Als sie die drei auf sich zu rennen sahen, bauten sie sich auf und wetzten ihre Zähne. Die drei rannten trotzdem zur Höhle und hofften, sich gleich am Höhleneingang zur Seite retten zu können, damit die Flut die Vampire mitriss. Hope drehte sich beim Laufen noch mal um und traute seinen Augen nicht. Vorne weg schwamm Skaitier. Die Flut riss ihn mit sich. Er schrie kurz vor dem Höhleneingang, „Deckung!“

Hope stürzte sich mit Stella und Klaire zur Seite. Die Flut stürzte in die Höhle und Skaitier schoss sein Magazin auf die Vampire ab, bis er selber an die gegenüberliegende Wand geschleudert wurde. Innerhalb von Sekunden füllte sich die Höhle. Jetzt war auch der letzte Vampir erwacht und stieß grauenhafte Schreie aus. Stella wurde von Hope gepackt, der mit ihr an die Wand schwamm. Skaitier schnappte sich geistesgegenwärtig Klaire und schwamm in Hopes Richtung. Der sah Skaitier und dessen Trauer im Gesicht. Das Blut erschwerte das Schwimmen, so dass Hope nur kurz an den Verlust der kleinen Lucilla denken konnte. Im Moment kämpften sie ums blanke Überleben. Ihre Kleidung sog sich mit dem dicken Blut voll und zog sie in die Tiefe, so dass es ihnen schwer fiel, sich an der Oberfläche zu halten. Die Höhle füllte sich unter dem Druck der Massen, die hineinschossen. Erschrocken rief Hope den anderen zu, ob sie die Vampire entdeckten. Aufgeregt sahen sie sich um, doch keiner sah sie. Dann, plötzlich tauchten ab und zu Vampire aus dem Blut auf, schossen empor und tauchten wieder ab. Sie wirbelten wie Aale im Wasser und ergötzten sich am Blut. Jedes Mal wenn eines der Kreaturen an die Oberfläche schoss, schrie Stella laut auf. Die Situation wurde immer aussichtsloser, je näher sie sich der Höhlendecke näherten. Hope schrie aus

voller Kehle, dass es ihm Leid täte, dass er sie hierher getrieben hatte. Skaitier schwamm zu ihm und packte ihn verzweifelt an seinen Sachen. „Ist das etwa der Ausweg?“ Hope schüttelte verneinend den Kopf. „Dann suche ihn. Zeige uns den Weg. Los, verdammt noch mal. Sonst sterben wir“, schrie Skaitier erneut. Hopes Tränen mischten sich mit dem Blut in seinem Gesicht.

Er resignierte angesichts der Tatsache, dass es nur noch wenige Zentimeter bis zur Decke waren und nun auch noch seine Kräfte nachließen. Zu groß war die Anstrengung, Stella oben zu halten. Als er sich den Kopf ziemlich heftig an einem Felsvorsprung stieß, sank er unter den hilflosen Blicken der anderen auf den Grund. Schlüssel, Schlüssel, hämmerte es in seinen Schädel. Es waren Worte, die er nicht mehr orten konnte. Seine letzten Gedanken, die er wahrnahm, während sich ein starker Druck auf seinem Brustkorb aufbaute, waren: Das kann es doch nicht gewesen sein, nach allem was wir durchgemacht haben. „Hilfe, Rettung wo bist du?“, schrie er in die Stille des Blutes. Dann schwanden seine Sinne und er trieb leblos durch das Meer aus Blut.

Hat Ihnen die Leseprobe gefallen?

Sie können das Buch über info@daniel-wilde.com oder über meine Webseite bestellen!

Ich danke Ihnen für Ihr Interesse.

Daniel Wilde